

Pongratz, Ludwig A.

Rausschmeißer. Zwei Szenen, vier Desillusionierungen und ein paar Fragen

Bünger, Carsten [Red.]; Czejkowska, Agnieszka [Red.]; Lohmann, Ingrid [Red.]; Steffens, Gerd [Red.]: Zukunft - Stand jetzt. Weinheim ; Basel : Beltz Juventa 2022, S. 39-50. - (Jahrbuch für Pädagogik; 2021)



Quellenangabe/ Reference:

Pongratz, Ludwig A.: Rausschmeißer. Zwei Szenen, vier Desillusionierungen und ein paar Fragen - In: Bünger, Carsten [Red.]; Czejkowska, Agnieszka [Red.]; Lohmann, Ingrid [Red.]; Steffens, Gerd [Red.]: Zukunft - Stand jetzt. Weinheim ; Basel : Beltz Juventa 2022, S. 39-50 - URN: urn:nbn:de:01111-pedocs-305594 - DOI: 10.25656/01:30559

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:01111-pedocs-305594>

<https://doi.org/10.25656/01:30559>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are not allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der:


Leibniz-Gemeinschaft

Carsten Bünger | Agnieszka Czejkowska |
Ingrid Lohmann | Gerd Steffens (Red.)

Jahrbuch für Pädagogik 2021

Zukunft – Stand jetzt

Carsten Bünger | Agnieszka Czejkowska | Ingrid Lohmann |
Gerd Steffens (Red.)
Jahrbuch für Pädagogik 2021

Jahrbuch für Pädagogik

Begründet von Kurt Beutler – Ulla Bracht – Hans-Jochen Gamm –
Klaus Himmelstein – Wolfgang Keim – Gernot Koneffke – Karl-Christoph
Lingelbach – Gerd Radde – Ulrich Wiegmann – Hasko Zimmer

Herausgegeben von

Carsten Büniger | Charlotte Chadderton | Agnieszka Czejkowska |
Martin Dust | Andreas Eis | Christian Grabau | Andrea Liesner |
Ingrid Lohmann | David Salomon | Susanne Spieker | Jürgen-Matthias
Springer | Gerd Steffens | Anke Wischmann

Seit seiner ersten Ausgabe 1992 greift das Jahrbuch für Pädagogik gesellschaftliche Entwicklungen und Problemlagen auf und stellt sie in eine doppelte Beziehung zur pädagogischen Diskussion: Zum einen wird gefragt, welche Konsequenzen die jeweils im Schwerpunktthema beleuchteten Entwicklungen für Erziehung und Bildung sowie im Hinblick auf die Möglichkeiten und Grenzen pädagogischer Konzeptionen haben. Dabei ist die Perspektive leitend, dass sich pädagogische Verhältnisse weder außerhalb gesellschaftlicher Bedingungen begreifen noch einfach aus ihnen ableiten lassen. Zum anderen sind gesellschaftliche Entwicklungen nicht erst auf der Ebene ihrer pädagogischen Effekte mehrdeutig und widersprüchlich. Vielmehr stellen sie in materieller, kultureller, politischer, sozialstruktureller oder technologischer Hinsicht komplexe Herausforderungen dar, die es zu analysieren gilt. Gesellschaftsdiagnostische Bestimmungen sind dabei nicht nur stets vorläufig, sondern auch in die Auseinandersetzungen um die angemessene Einordnung und Bewertung einbezogen. In diesem Sinne zielt das Jahrbuch für Pädagogik darauf ab, entlang kontroverser Positionen Räume der Kritik und Neufassung zu eröffnen.

Carsten Bünger | Agnieszka Czejkowska |
Ingrid Lohmann | Gerd Steffens (Red.)

Jahrbuch für Pädagogik 2021

Zukunft – Stand jetzt

BELTZ JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz **Creative Commons Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0)** veröffentlicht. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.de>. Verwertung, die den Rahmen der **CC BY-NC-ND 4.0 Lizenz** überschreitet, ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für die Bearbeitung und Übersetzungen des Werkes. Die in diesem Werk enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Quellenangabe/ Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-6865-8 Print
ISBN 978-3-7799-6866-5 E-Book (PDF)

1. Auflage 2022

© 2022 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Einige Rechte vorbehalten

Herstellung: Myriam Frericks
Satz: Datagrafix, Berlin
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985-2104-100)
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhaltsverzeichnis

Editorial: Zukunft – Stand jetzt <i>Carsten Büniger, Agnieszka Czejkowska, Ingrid Lohmann, Gerd Steffens</i>	9
I. Zukunftsbilder und ihr Wandel	15
Der Geist der Dystopie <i>David Salomon</i>	16
Welche Rolle spielt Zukunft im Kapitalismus? <i>Rainer Rilling</i>	32
Rausschmeißer. Zwei Szenen, vier Desillusionierungen und ein paar Fragen <i>Ludwig A. Pongratz</i>	39
Neue Bahnen. Anlaufversuche einer pädagogischen Zeitschrift im Fin de Siècle <i>Ingrid Lohmann</i>	51
Zurück in die Zukunft. Erziehungswissenschaftliche Theoriereflexion angesichts der Problematisierung von Zukunft in den 1990er Jahren <i>Melanie Schmidt, Daniel Wrana</i>	68
II. Gesellschaftspolitische Zukunftsbezüge zwischen Öffnung und Schließung	83
Das Schwinden des Zukunftshorizonts – Nachdenken über real-dystopische Perspektiven und das Offenhalten möglicher Zukünfte <i>Barbara Platzer</i>	84
Utopien und sozial-ökologische Transformation – Ein Essay <i>Dieter Segert</i>	96
Gegenwart und Zukunft unternehmerischer Nachhaltigkeitspolitik – Ein persönlicher Rückblick <i>Johannes Merck</i>	106
Zukunftsvignetten: Diversität – Digitalisierung – Disruption <i>Clemens Knobloch</i>	117
Resilienz und Digitalisierung <i>Katharina Dutz, Niko Paech</i>	129

III. Zukunftsbezüge einer Pädagogik der Gegenwart	145
Desirable Futures? Zum emanzipatorischen Potential von Gegenwarts- und Zukunftsbezügen in der Sexualpädagogik <i>Marion Thuswald</i>	146
Gesellschaftspolitische Transformationsprozesse, Utopien und Phantasie in der politischen Bildung <i>Julia Lingenfelder, Bettina Lösch</i>	158
(Politische) Bildung als Verhinderung: Zu den Verkürzungen eines präventiven Zukunftsbezugs <i>Marlon Barbehön, Alexander Wohnig</i>	170
Die Überwindung der funktionalistischen Verengung des Nachhaltigkeitsprinzips als Weiterentwicklung der Berufsbildung <i>Thilo J. Ketschau, Christian Steib</i>	182
Bildung und Zukunft – Figurationen von (Un)Sicherheiten im Kontext von (Aus)Bildung und Corona <i>Anke Wischmann</i>	195
IV. Situierete Zukünfte – Generationenerfahrungen und Aufbrüche	211
Wie viel Zukunft ist in unserer Vergangenheit? – Vision, Science and Fiction <i>Friedemann Derschmidt</i>	212
1 + 1 = Futur Drei. Über die bildungsphilosophische Kraft von Konstellationen und Doppeltem Erleben <i>Nushin Hosseini-Eckhardt</i>	227
Atopische politische Bildungen nach der Zukunft <i>Werner Friedrichs</i>	239
Our Common Future Today: Umwelt- und Nachhaltigkeitsorientierungen von Jugendlichen in der Pfalz <i>Barbara Pusch, Christopher Horne</i>	251
Zukunft war gestern – Zur Legitimität der Pädagogik in Zeiten der sozial-ökologischen Krise <i>Helge Kminek, Anne-Katrin Holfelder, Mandy Singer-Brodowski</i>	265
„Sie müssen die Welt auf eine neue Weise betrachten!“ – Eine von ‚Tenet‘ inspirierte Reflexion über die Zeitlichkeit pädagogischer Zukunft <i>Melanie Schmidt, Malte Ebner von Eschenbach, Stephanie Freide</i>	277

Historisches Stichwort	289
Zur Zukunft der Kritik <i>Ruth Sonderegger</i>	290
Jahresrückblick	295
Zeitenwende? – Blicke auf Corona-Diskurse um die Jahreswende 2020/2021 <i>Gerd Steffens</i>	296
Rezensionen	309
Eicker, Jonas/Eis, Andreas/Holfelder, Anne-Kathrin/Jacobs, Sebastian/ Yume, Sophie/Konzeptwerk Neue Ökonomie (Hrsg.): Bildung Macht Zukunft. Lernen für die sozial-ökologische Transformation? Frankfurt a. M.: Wochenschau Verlag 2020 <i>Paul Vehse</i>	310
Felix Trautmann: Das Imaginäre der Demokratie. Politische Befreiung und das Rätsel der freiwilligen Knechtschaft. Konstanz: Konstanz University Press 2020 <i>Martina Lütke-Harmann</i>	315
Ulrich Bröckling: Postheroische Helden. Ein Zeitbild. Berlin: Suhrkamp 2020 <i>Agnieszka Czejkowska</i>	319
Gesine Bade, Nicholas Henkel, Bernd Reef (Hrsg.): Politische Bildung: vielfältig – kontrovers – global. Festschrift für Bernd Overwien. Frankfurt am Main: Wochenschau Verlag 2020 <i>Ralph Blasche</i>	324
Klaus Dörre, Christine Schickert (Hrsg.): Neosozialismus. Solidarität, Demokratie und Ökologie vs. Kapitalismus. München: oekom 2019 Ulrich Brand: Post-Wachstum und gegen-Hegemonie. Klimastreiks und Alternativen zur imperialen Lebensweise. Hamburg: VSA 2020 <i>Gerd Steffens</i>	326
Über die Autorinnen und Autoren	332

Rausschmeißer

Zwei Szenen, vier Desillusionierungen und ein paar Fragen

Ludwig A. Pongratz

Zusammenfassung: Pädagogische Theorieentwürfe operieren – implizit oder explizit – stets mit Zukunftserwartungen, deren Manko allerdings darin besteht, dass sie meist unerfüllt bleiben. Der vorliegende Aufsatz skizziert den Wandel solcher Erwartungen seit dem 18. Jahrhundert: vom Aufklärungsversprechen über das Revolutionsversprechen und das Digitalisierungsversprechen bis zum Inklusionsversprechen. Dabei zeigt sich immer wieder, wie *die Verhältnisse* mit Zukunftserwartungen belastet werden, die sie nicht einlösen können. Sie finden über kurz oder lang ihre jeweiligen ‚Rausschmeißer‘. Angesichts dieser historischen Erfahrung stellt sich für uns heute eine schwierige Frage: Welchen Zukunftserwartungen ließe sich noch trauen? Welche kritische Haltung wäre angeraten, wenn die Hoffnungen der Aufklärungs-, Revolutions- und Digitalisierungstheoretiker ins Leere laufen und auch systemtheoretische Perspektiven ihre Überzeugungskraft verlieren?

Abstract: Educational theory conceptions always operate – implicitly or explicitly – with expectations for the future which however carry the shortcoming of usually not being fulfilled. The present essay sketches the change of such expectations since the 18th century: from the promise of enlightenment through to the promise of revolution and the promise of digitalisation up to the promise of inclusion. What becomes apparent is how the circumstances are burdened with future promises which they cannot fulfil. Sooner or later they are confronted with their specific ‚bouncer‘. In view of this historical experience we have to deal with difficult questions today: Which expectations for the future can still be trusted? Which critical stance is advisable when the hopes of enlightenment, of revolution and of digitalisation theories miss the mark and perspectives presented by system theory lose their power of persuasion?

Keywords: Aufklärungsversprechen, Revolutionsversprechen, Digitalisierungsversprechen, Grenzerfahrungen, kritische Haltung

Erste Szene:

Für meinen engeren Freundeskreis ist es kein Geheimnis, dass mich neben der Begeisterung fürs wissenschaftliche Nachdenken, Schreiben und Lehren noch eine weitere Leidenschaft in ihren Bann zieht: die Musik. Lange Jahre habe ich mit verschiedenen Bands gespielt, Songs geschrieben und arrangiert. Vor etwa 20 Jahren diskutierte ich mit meiner damaligen Band unser neues Programm, aber es fehlte uns etwas – etwas, womit man das Ende des Auftritts einläuten und das Publikum nach Hause schicken konnte. Kurz: Es fehlte ein ‚Rausschmeißer‘. Also habe ich mich hingesetzt und einen Rausschmeißer geschrieben. Er erhielt den Titel *Abgeschminkt*¹. Sein Refrain ging so: „Die Masken fallen (natürlich war damals noch nicht an Corona-Masken gedacht)/ Der Glücksstern sinkt/ Die Helden werden/ abgeschminkt/ Das Stück ist aus/ Der Saal ist leer/ Alle sind klüger/ hinterher.“ Ich bin mir sicher, dass ich die letzte Textzeile heute so nicht mehr schreiben würde. Ob wirklich alle hinterher klüger sind? Dieser gut gemeinte Rausschmeißer erwartet offensichtlich mehr, als die Verhältnisse hergeben. Vielleicht liegt gerade hier das Problem: *Die Verhältnisse* werden mit Zukunftserwartungen belastet, die sie nicht einlösen können. Sie finden über kurz oder lang ihre jeweiligen Rausschmeißer. Ich komme darauf zurück.

Zweite Szene:

Das alles ist, wie gesagt, inzwischen rund 20 Jahre her. Vor nur drei Jahren wurde ich dazu eingeladen, zusammen mit Danger Dan von der Antilopen Gang einen Beitrag zur Veranstaltung „Protest und Bewegung. 50 Jahre 68er“ zu gestalten. Wie allen anderen Beiträgern standen uns etwa 20 Minuten zur Verfügung, bei denen Danger Dan den musikalischen Part übernahm und ich neben einem Gedicht von Enzensberger ein paar kurze Gedanken beisteuerte, wie ich die 68er-Revolution und ihre allmähliche Depotenzierung und Integration erlebt habe.

Am Abend nach dem gemeinsamen Auftritt im Schauspielhaus Hannover gingen alle Teilnehmer an der 68er-Revolution in ein Lokal. Auf dem Weg dorthin hörte ich, wie sich hinter mir zwei Alt-68er (deren Namen hier nichts zur Sache tun) über die ökologischen Herausforderungen der Gegenwart unterhielten. Einer der beiden vertrat dabei einen gesellschaftstheoretischen Standpunkt, wie ich ihn eigentlich nur aus dem 18. Jahrhundert kenne. Er meinte: „Die Gesellschaft besteht doch letztlich aus lauter Einzelnen. Diese Einzelnen muss man ansprechen und für ein nachhaltiges Verhalten gewinnen. Dabei geht es vor

1 Der gesamte Songtext besteht im Grunde aus einer assoziativen Abfolge von Redewendungen und Sprachbildern. Wer einmal reinhören möchte, kann den Song abrufen unter: abgeschminkt.ludwig-pongratz.de.

allem darum, sie emotional anzusprechen.“ Schon während der Aufführung im Schauspielhaus hatte ich mich darüber gewundert, wie diese Person mit viel rhetorischem Aufwand die Revolte von 1968 mit neueren neoliberalen Versatzstücken verklammerte. Danger Dan gab ihm in unserer anschließenden Unterhaltung kurzerhand den Titel „neoliberaler Vegetarier“. Dieses Gespräch, das ich zufällig mitbekam, machte mir noch einmal deutlich, wie leicht es möglich ist, theoretisch im 18. und ideologisch im 21. Jahrhundert anzudocken.

18. Jahrhundert: Das Aufklärungsversprechen – und sein Rausschmeißer

Dass die Gesellschaft aus lauter Einzelnen besteht, würde heute kein Soziologe mehr durchgehen lassen. Zu sehr hat sich nämlich die Gesellschaft gegenüber den Einzelnen verselbstständigt, als dass man sie als ein Agglomerat von Einzelnen begreifen könnte. Das war im 18. Jahrhundert vermutlich so noch nicht abzu- sehen. Damals kämpften Aufklärungsphilosophen gegen den Feudalismus in der Hoffnung, dass mit seinem Ende die Einzelnen endlich freigesetzt würden. Das zentrale Problem, das sich damals stellte, bestand gerade darin, wie denn diese Einzelnen zu einer neuen Gesellschaftsformation zusammenfinden könnten. Man kann dieses Problem in den Texten Kants ganz gut studieren. Gleich Adam Smith setzt Kant auf ein soziales System, in dem die ihren Nutzen verfolgenden Einzelnen einander so weit einschränken, dass daraus „selbst für ein Volk von Teufeln (wenn sie nur Verstand haben)“ (Kant 1795/1964, S. 224) ein vernünftiges Ganzes entsteht. Der Mechanismus der Antagonismen soll die Freiheit der Einzelnen produktiv werden lassen. An die Stelle des Souveräns, der bei Hobbes noch den Egoismus der Eigentümer in Schach halten sollte, tritt bei Kant ein die Gesellschaft steuerndes und austarierendes Konkurrenzprinzip. Mit ihm verschafft sich, so schreibt Kant 1795, das „Prinzip des Guten, wenngleich durch langsame Fortschritte, Platz“ (ebd., S. 242). Kant setzt also auf eine Fortschrittsgeschichte. Und dabei rekurriert er – in Übereinstimmung mit den Grundsätzen des Liberalismus – auf den individuellen Egoismus als verlässliche Triebkraft. Das individuelle Kalkulationsvermögen soll im Rahmen der Konkurrenz die Freiheit aller hervorbringen, so wie die Konkurrenz der Staaten untereinander deren Fortentwicklung schließlich zur höchsten Blüte treiben soll.

Die Hoffnungen der Aufklärer, dass der Liberalismus dem Prinzip des Guten zum Durchbruch ver helfe, erfüllten sich in der Folgezeit jedoch nicht. Mit der Durchsetzung des Konkurrenzprinzips beginnt sich die Gesellschaft gegenüber den Einzelnen zu verselbstständigen. Zwar reproduziert sich die moderne Gesellschaft durch die Individuen hindurch, sind sie Teilhaber am gesellschaftlichen Fortschritt, doch sind sie es nur kraft ihrer gesellschaftlichen Funktion, der sie sich unterwerfen. Ihre Selbstständigkeit ist immer weniger ihre eigene, sondern

die der sich durchrationalisierenden Gesellschaft. Dieselbe Epoche, die das sich selbst erhaltende und sich selbst steigernde Subjekt auf ihre Fahnen schreibt, konfrontiert die Menschen zugleich mit ihrer wachsenden Ohnmacht. Genau das wird zur zentralen Erfahrung des 19. Jahrhunderts: Der Liberalismus bringt eben nicht die erhoffte Freiheit hervor, sondern unfassbare Ausbeutungsverhältnisse. Darauf reagiert der junge Marx mit dem kreativen Entwurf einer neuen Gesellschaftsanalyse. Er versteht sich explizit als „Rausschmeißer“ des liberalen Bürgertums.

Das 19. Jahrhundert: Das Revolutionsversprechen – und sein Rausschmeißer

Dabei ist Marx die Hegel'sche Geschichtsdiagnostik eine wichtige Inspirationsquelle. Die Menschen, so schreibt er in *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*, „machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbst gewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen.“ (Marx 1852/MEW 1972, S. 115) Und diese Umstände sind im 19. Jahrhundert bestimmt durch die Vorherrschaft einer gesellschaftlichen Klasse, die der ökonomische und politische Liberalismus des 18. Jahrhunderts an die Macht gebracht hat: das Bürgertum. Marx weiß sehr wohl, was die Menschen des 19. Jahrhunderts dieser Bourgeoisie verdanken. Er verteufelt sie nicht einfach, sondern gibt ihr einen historischen Platz. Im *Manifest der kommunistischen Partei* von 1848 schreibt er:

„Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produktionskräfte geschaffen als alle vergangenen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen – welches frühere Jahrhundert ahnte, daß solche Produktionskräfte im Schoß der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten.“ (Marx/Engels 1848/MEW 1972, S. 467)

Allerdings macht Marx auch klar, dass diese produktive Kraft der Bourgeoisie einen ungeheuren Schatten wirft, der die gesellschaftlichen Verhältnisse zu zerreißern droht. Das Manifest der kommunistischen Partei fasst diesen Widerspruch in einem anschaulichen Sprachbild: „Die bürgerlichen Produktions- und Verkehrsverhältnisse, die bürgerlichen Eigentumsverhältnisse, die moderne bürgerliche Gesellschaft, die so gewaltige Produktions- und Verkehrsmittel hervorgezaubert hat, gleicht dem Hexenmeister, der die unterirdischen Gewalten nicht mehr zu beherrschen vermag, die er heraufbeschwor“ (ebd.). Und weiter:

„Die Waffen, womit die Bourgeoisie den Feudalismus zu Boden geschlagen hat, richten sich jetzt gegen die Bourgeoisie selbst. Aber die Bourgeoisie hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen; sie hat auch die Männer gezeugt, die diese Waffen führen werden – die modernen Arbeiter, die Proletarier“ (ebd., S. 468).

Wir lassen hier einmal beiseite, dass nur von Männern die Rede ist, die den Widerstand gegen die bürgerlichen Ausbeutungsverhältnisse organisieren sollen. Spätestens mit Rosa Luxemburg findet diese männliche Sicht ihr Korrektur. Entscheidend ist, dass Marx der Entwicklungsdynamik der bürgerlichen Gesellschaft zutraut, ein Widerstandspotenzial hervorzubringen, das die widersprüchlichen Verhältnisse überschreitet und auflöst. In dieser Hinsicht bleibt Marx ganz in der Spur Hegels. Die Aufhebung der Widersprüche der bürgerlichen Gesellschaft schien ihm möglich durch die Abschaffung des Privateigentums. An seine Stelle sollte eine „freie Assoziation der Produzenten“ treten. In dieser Umkehrung, so die Überlegung des jungen Marx, werde es endlich möglich, Hegel „vom Kopf auf die Füße“ zu stellen.

Die materialistische Lesart Hegels, die Marx vorschlägt, übernimmt von ihm die teleologische Konzeption von Geschichte: Der Geschichte der Menschheit ist gewissermaßen ein Ziel eingeschrieben, das seine Erfüllung in der Aufhebung der Widersprüche der bürgerlichen Welt – eben als „freie Assoziation der Produzenten“ – findet. Dabei ist sich Marx darüber im klaren, dass eine befreite Gesellschaft nicht vom Himmel fällt, sondern in gesellschaftlichen Kämpfen Gestalt gewinnt. Doch ging er davon aus, dass es schließlich ein „letztes Gefecht“ geben wird (wie es im Kampflied der Kommunisten, der *Internationale* heißt). Schwer vorstellbar hingegen ist für ihn, dass hinter der steigenden Rationalität gesellschaftlicher Verhältnisse – gleichsam als ihr Schatten – eine unfassbare Irrationalität lauert (vgl. Horkheimer/Adorno, S. 27 ff.). Aber genau das ist die historische Erfahrung, die die Ausbeutungsverhältnisse des 19. Jahrhunderts und der Wahnsinn zweier Weltkriege in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bereithalten. Diese Erfahrung rüttelt an zwei zentralen Grundüberzeugungen der Moderne. Zum einen: Die wachsende Durchrationalisierung der Gesellschaft führt nicht per se zu größerer Freiheit. Zum anderen: Der Geschichte der Menschheit liegt kein immanentes Ziel zugrunde, auf das sie – sei es auch auf Umwegen – notwendig zusteuert. Diese Einsicht wird schließlich zum Rauschmeißel des Revolutionsversprechens.

Das 20. Jahrhundert: Das Digitalisierungsversprechen – und sein Rauschmeißel

Angesichts der desaströsen Effekte des ökonomischen Liberalismus wurden schon früh korrigierende sozialpolitische Maßnahmen notwendig, um seine verheerenden

sozialen Konsequenzen abzumildern und einzuhegen. Die ursprüngliche Idee, den Staat gleichsam als neutralen Schiedsrichter über das freie Spiel der Kräfte des Marktes einzusetzen – Lassalle prägte dafür den spöttischen Begriff des Nachtwächterstaats –, wurde niemals vollständig umgesetzt. Die Nachtwächterstaaten des 19. Jahrhunderts beschränkten sich nämlich keineswegs auf die Sicherung von Freiheit und Eigentum, sondern betrieben Interessenpolitik.

Bereits die einschneidende Depression von 1873 machte deutlich, dass der Liberalismus nicht über die nötige Integrationskraft verfügte, um ökonomische und soziale Krisen politisch zu meistern. Mithilfe sozialstaatlicher Maßnahmen wurde versucht, das revoltierende Industrieproletariat gesellschaftlich zu integrieren. Vorangetrieben von tiefgreifenden Krisen – erinnert sei an die frühe Weltwirtschaftskrise 1857, die Gründerkrise 1873, den Ersten Weltkrieg und die Weltwirtschaftskrise 1929 – formierte sich im 20. Jahrhundert unter dem Stichwort soziale Marktwirtschaft ein fragiler Komplex aus marktliberalen und sozialstaatlichen Elementen, der die fortlaufende Krisendynamik austarieren sollte. Die Krisen selbst aber nahmen kein Ende: Die „Wirtschaftswunder“-Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg flauten schon in den sechziger Jahren ab. Es folgten die erste (1973) und zweite Ölkrise (1979/80); letztere war einer der Hauptgründe für die damals schwerste Rezession seit Bestehen der Bundesrepublik in den Jahren 1981/82. Man könnte die Krisengeschichte kapitalistischer Ökonomie bis in die Gegenwart fortschreiben. Stets bestätigte sie die von Marx diagnostizierte Widerspruchsdynamik des kapitalistischen Systems, zugleich aber dementierte sie seine Hoffnungen.

Bereits nach der großen Depression Ende der zwanziger Jahre machten sich Wirtschaftswissenschaftler daran, „die Wirtschaft“ mithilfe naturwissenschaftlicher und statistischer Modelle zu analysieren. Sie verhalfen schließlich ökonomischen Verfahren zum Durchbruch, die solche Konstrukte wie das Brutto-Sozial- bzw. später Brutto-Inlandsprodukt (BIP) hervorbrachten (vgl. Radtke 2016, S. 71). Die Ökonometrie hätte ihren umfassenden Einfluss auf die Wirtschafts- und Finanzpolitik allerdings nicht gewinnen können, „wäre ihr Aufstieg nicht mit einer weitgehenden Digitalisierung der Wirtschaftswissenschaften einhergegangen. Das mit der Datenverarbeitung verbundene Versprechen ist die Berechenbarkeit auch chaotischer sozialer“ (ebd., S. 72) und ökonomischer Prozesse. Offensichtlich begleitete den Aufstieg datenbasierter Wirtschaftswissenschaften das Sicherheitsversprechen, auch unter unkalkulierbaren Bedingungen noch kalkulieren zu können. Vor allem nach dem Ende des Kalten Krieges bzw. nach der Wiedervereinigung 1990 wurde der „Glaube an die Allmacht der Algorithmen“ (ebd., S. 71) politisch wirksam. Die Rede von „der Ökonomie“ bezeichnet seitdem längst nicht mehr nur eine wissenschaftliche Disziplin, sondern eine Art Gesinnungs- oder Glaubensgemeinschaft. Diese Glaubensgemeinschaft verbindet eine ernüchternde Einsicht (nämlich: Die kapitalistische Krisendynamik ist und bleibt fragil und instabil...) mit einer aufmunternden Perspektive (...aber wir können das Unkalkulierbare kalkulierbar

machen...) und einem nachdrücklichen Appell (...wenn uns regelmäßig und zeitnah alle verfügbaren ökonomischen Daten zur Verfügung stehen). Das Generieren der Daten aber setzt permanente Rückkopplungsschleifen voraus, die idealerweise selbsttätig operieren. Es ist diese Denkweise, der der Neoliberalismus schließlich zum Durchbruch verhilft.

Erst am Ende des 20. Jahrhunderts wird es möglich, *Big Data* – komplexe Technologien zum Sammeln und Auswerten riesiger Datenmengen – handhabbar zu machen. Um jedoch diese Daten zu gewinnen, müssen die Individuen in gouvernementale Strategien eingebunden werden. Michel Foucault hat als einer der ersten solche Strategien analysiert. Sie bemächtigen sich der Einzelnen, indem sie sie zu permanenter Selbstprüfung, Selbstartikulation, Selbstdechiffrierung und Selbstoptimierung anstacheln. Auf diese Weise verwickeln sie sie in endlose Ich-Schleifen. Solche Rückkopplungssysteme, die zum Markenzeichen des neoliberalen Umbruchs seit den neunziger Jahren avancierten, zehren allesamt vom Homöostase-Prinzip, das gleichsam zum Urgestein des Liberalismus zählt. Der Neoliberalismus transformiert und radikalisiert diese Figur selbsttätiger Ausdifferenzierung und Höherentwicklung, um daraus ein globales politisches Programm zu schmieden. Er forciert einen spezifischen Wandel der Vergesellschaftungspraxis: die umfassende Integration der Menschen in flexible Kontrollprozeduren. Zugleich wird in solchen Kontrollprozeduren jeder auf sich zurückgeworfen. Jeder erscheint radikal individualisiert, soll sich als Schmied seines Glücks oder Unglücks begreifen. (Genau diesen gesellschaftlich produzierten Schein der Vereinzelung nimmt der neoliberale Vegetarier in der zweiten Anfangsszene für bare Münze und sitzt so der Ideologie des Neoliberalismus auf.) Diesen Schein zu durchschauen, ist zweifellos schwerer als früher. Denn die zeitgenössische „Mikrophysik der Macht“ (Foucault 1976) lässt die alten Techniken des Überwachens und Strafens weit hinter sich; stattdessen setzt sie auf Benchmarking, Qualitäts-Audits, Empowerment und Tests. Weil in diesen Prüfprozessen die eigene Position immer nur relational zu jener der Mitbewerber bestimmt wird, hört der Zwang zur Leistungssteigerung niemals mehr auf. Ein gradueller Ausstieg aus den einmal eingefädelt, endlosen Wiederholungsschleifen ist weder vorgesehen noch denkbar. Denn sie funktionieren nach einem Alles-oder-nichts-Prinzip.

Ihre theoretische Inspiration beziehen die gewandelten gesellschaftlichen Verhältnisse vor allem aus biochemischen und neurologischen Modellen, die dem Gehirn einen paradigmatischen Platz einräumen. Dem Gehirn kommt dabei insofern eine besondere Rolle zu, als es zum unüberbietbaren, quasi-natürlichen Muster der Selbststeuerung und -optimierung avanciert. Das Gehirn, so versichern Neurobiologen, arbeitet völlig selbstorganisiert und unermüdlich; es ist stets auf der Suche nach neuen Erfahrungen und auf Selbsterhaltung bedacht. Das Gehirn liefert so gewissermaßen das Paradebeispiel für das unermüdlich aktive, vernetzte, unternehmerische Selbst. Überspitzt formuliert: Am Gehirn könnten sich alle ein Beispiel nehmen – hätten sie nicht bereits

eines. Umso wichtiger wird es, dieses Humanvermögen zu entwickeln und am Laufen zu halten. Der Rekurs aufs Gehirn gewinnt etwas Verpflichtendes und Unausweichliches; das Gehirn wird zum Politikum. Auf diese Weise verleihen neurobiologische Argumentationsmuster den zeitgenössischen Formen der Bemächtigung des Lebens die Aura der Natürlichkeit.

Zusehends rückt so „die Natur“ in den Focus systemrelevanter Interessen, seien es Profitinteressen, seien es Widerstandsformen. Setzte das 19. Jahrhundert auf die Widerstandskraft des Proletariats (das durch sozialpolitische Maßnahmen – zumindest was die Länder des Nordens betrifft – schließlich mehr oder weniger integriert werden konnte), so setzte die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erstarkende Ökologiebewegung auf die Schutzbedürftigkeit und Unvereinnahmbarkeit der Natur. Vermutlich wird es der Natur im 21. Jahrhundert nicht anders ergehen als dem Proletariat: Teils wird sie dem Untergang preisgegeben, teils wird sie (nicht zuletzt mit Hilfe technischer Verfahren) angepasst und integriert. Ob die Natur jenen archimedischen Punkt des Widerstands bietet, der einstmals dem Proletariat zugehört war, ist nicht ausgemacht. Zwar demonstriert die aktuelle Corona-Krise, wie ein Virus das neoliberale System in die Knie zwingen kann. Doch werden angesichts dessen sämtliche Kräfte aktiviert, um am Ende doch noch den Sieg über eine unkontrollierte Natur davonzutragen. Wie immer diese Krise ausgehen mag: Sie demonstriert, dass auch die neuesten Formen des netzbasierten Kapitalismus ihre Glanzfassade nicht ungebrochen durchhalten können. Finanz- und Corona-Krise entpuppen sich als Rausschmeißer des Digitalisierungsversprechens. Zwar hat sich diese Einsicht noch nicht überall herumgesprochen, sollen neue, weitergehende Digitalisierungsmaßnahmen die Krise lösen helfen. Doch gleichen sie – um die Marx'sche Metapher aufzugreifen – eher dem Hexenmeister, der neue Krisen heraufbeschwört.

Das 21. Jahrhundert: Das Inklusionsversprechen – und sein Rausschmeißer

Wer mit solchen Verunsicherungen zurechtkommen will, der kann versuchen, bei einem Theoriemodell anzudocken, das für sich beansprucht, die aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse adäquat auf den Begriff zu bringen: bei Luhmanns funktionalistischer Systemtheorie. Allerdings sind Luhmann im Laufe der Jahre selbst immer mehr Zweifel gekommen, ob sein theoretisches Modell die herrschenden Zustände noch angemessen beschreibt. In seinen späten Schriften gibt er die Erwartung auf, „die Gesellschaft könne aus der Perspektive der vorherrschenden Typik stratifikatorischer bzw. funktionaler Differenzierung ausreichend beschrieben werden“ (Luhmann 1995, S. 264). Luhmanns Skepsis entzündet sich unter anderem an den Elendsverhältnissen so genannter Entwicklungsländer. Offensichtlich ermangele, so gibt er zu bedenken, der

Systemtheorie ein Begriff „für das, was fehlt, wenn Inklusion nicht zustande kommt“ (ebd., S. 239). Im Klartext heißt das: Je weniger es Gesellschaften gelingt, ihre Mitglieder zu integrieren, je mehr sie stattdessen Menschen massenhaft in einem gesellschaftlichen Niemandsland aussetzen, umso mehr wächst der Zweifel an der theoretischen Überzeugungskraft systemtheoretischer Kategorien.

Tatsächlich ließe sich manches von der Irritation, mit der der späte Luhmann seine Leser überrascht, aufklären, wenn er die unterschiedliche Verwendungweise der Begriffe Inklusion und Exklusion spezifiziert hätte. Denn in seinen Schriften lassen sich zwei unterschiedliche Varianten des Begriffsgebrauchs finden, die in seiner Argumentation ineinanderlaufen: Einerseits, so führt Luhmann in seinem Artikel *Jenseits von Barbarei* (1996) aus, kennen funktional differenzierte Gesellschaftssysteme kein Außen mehr; sie sind auf Inklusion der Gesamtbevölkerung angelegt. „Es gibt keine ersichtlichen Gründe, jemanden von der Verwendung von Geld, von der Rechtsfähigkeit oder einer Staatsangehörigkeit, von Bildung oder von Heirat auszuschließen“ (ebd., S. 223). Soweit so gut; nur will die gesellschaftliche Realität partout den theoretischen Prämissen nicht nachkommen. Ernüchtert stellt Luhmann fest: „Funktionale Differenzierung kann, anders als die Selbstbeschreibung der Systeme es behauptet, die postulierte Vollinklusion nicht realisieren. Funktionssysteme schließen, wenn sie rational operieren, Personen aus oder marginalisieren sie so stark, daß dies Konsequenzen hat für den Zugang zu anderen Funktionssystemen“ (ebd., S. 228). Für systemtheoretische Ohren mag dies überraschend und irritierend klingen. Verwunderlich erscheint jedoch viel mehr, warum das Skandalon menschenunwürdiger Exklusionsprozesse erst so spät in den Blick der Systemtheorie tritt. Doch kann und will der späte Luhmann der gesellschaftlichen Realität massenhafter Exklusion nicht ausweichen. „Wenn man das“, schreibt er, „was man so sieht, hochrechnet, könnte man auf die Idee kommen, daß dies die Leitdifferenz des nächsten Jahrhunderts sein könnte: Inklusion und Exklusion“ (ebd., S. 228).

Der böse Blick auf Exklusionsprozesse zieht die – systemtheoretisch unterstellte – Gleichrangigkeit und Autonomie funktional ausdifferenzierter Teilsysteme in Zweifel. Denn die Analyse von Exklusionsprozessen zeigt, dass es viele Fälle gibt, in denen Personen aufgrund ihres Ausschlusses aus einem System zugleich auch aus der Möglichkeit der Partizipation an anderen Systemen herausfallen. Luhmann beschreibt solche spill-over-Effekte immer wieder selbst: „Keine Ausbildung, keine Arbeit, kein Einkommen, keine regulären Ehen, Kinder ohne registrierte Geburt, ohne Ausweis, ohne Zugang zu an sich vorgesehenen Anspruchsberechtigungen, keine Beteiligung an Politik, kein Zugang zu Rechtsberatung, zur Polizei oder zu Gerichten – die Liste ließe sich verlängern“ (ebd., S. 228). Wenn aber die Analyse tatsächlich zeigt, „daß funktionale Differenzierung [...] nicht im vorausgesetzten Sinne funktioniert“ (Luhmann 1995, S. 254), dann passt das verwendete Begriffsinventar nicht zum untersuchten Gegenstand. Ob man z. B. angesichts moderner Korruptionsformen von einem „Überleben

älterer Gesellschaftsformationen“ oder von einer „Re-Stratifikation der Gesellschaft“ spricht, ist letztlich unerheblich. Entscheidend ist vielmehr die Tatsache, dass die behauptete Universalität des Zugangs zu ausdifferenzierten Teilsystemen sich in dem Moment in Rauch auflöst, wo sich parasitäre Netzwerke, Seilschaften und „Reziprozitätsketten“ (ebd., S. 251) etablieren, die eine eigene Art transversaler Integration der Gesellschaft ins Werk setzen. Solche Netzwerke, schreibt Luhmann, „operieren ad hoc, auf der Basis dyadischer Beziehungen, häufig mit Vermittlern, deren Anrufbarkeit wieder entweder durch persönliche Bekanntschaft oder durch Vermittler gesichert ist. Das macht die Netzwerke als ganze unangreifbar [...]. Sie lassen sich nicht reformieren, nicht organisieren, nicht zentralisieren. Ihre Realität liegt in eigenständigen Formen der Inklusion/Exklusion“ (ebd., S. 255). Personenzentrierte Formen moderner Korruption ermöglichen, dass Funktionssysteme „parasitär genutzt, kurzgeschlossen und korrumpiert“ (ebd., S. 257) werden. Die funktionale Differenzierung funktioniert also „nicht im vorausgesetzten Sinne“ (ebd., S. 254).

Luhmanns theoretische Coolness widerstreitet seiner subjektiven Betroffenheit über das faktische Elend in der von ihm beschriebenen Weltgesellschaft. Gleichsam gegen sich selbst gewandt gibt er zu Protokoll: „Wer seinen Augen traut, kann es sehen, und zwar in einer Eindringlichkeit, an der die verfügbaren Erklärungen scheitern“ (Luhmann 1996, S. 227). Was er zu sehen bekommt, ist eine sich verschärfende Primärdifferenzierung zwischen Inklusion und Exklusion, die Zusammenbrüche großen Ausmaßes für das 21. Jahrhundert nicht mehr auszuschließen vermag. Mit solchen Überlegungen liefert Luhmann nolens volens selbst den Rausschmeißer für das Inklusionsversprechen. Denn nun ist nicht mehr auszuschließen, dass sich ein grundlegender Wechsel der gesellschaftlichen Differenzierungsform anbahnt. Diese Annahme sei zwar, schreibt Lenzen, „eine riskante Unternehmung“ (Lenzen 1999, S. 554), weil mit ihr letztlich das Ende der gegenwärtigen Gesellschaftsformation thematisiert werde. Doch komme man realistischerweise nicht umhin, sich von der liebgewordenen binären Logik Luhmann'scher Systemtheorie zu verabschieden. Der erste Satz des ersten Kapitels in Luhmanns zentraler Schrift *Soziale Systeme* (1984, S. 30) hieß dann nicht mehr: „Die folgenden Überlegungen gehen davon aus, dass es soziale Systeme gibt“, sondern: „Die folgenden Überlegungen gehen davon aus, dass es soziale Systeme gab“ (Lenzen 1999, S. 555).

Ein paar Fragen

Wenn sich Zusammenbrüche großen Ausmaßes am Horizont abzeichnen, dann versprechen die Aussichten offensichtlich nichts Gutes. Was also kommt auf uns zu? Was entsteht da gerade vor unseren Augen, das die Hoffnungen der Aufklärungs-, Revolutions- und Digitalisierungstheoretiker durchkreuzt und

sich systemtheoretisch nicht mehr auf den Punkt bringen lässt? Ist es ratsam und möglich, die Gegenwart erneut mit Zukunftserwartungen zu belasten, die ihre Rausschmeißer finden werden? Welche Bezugspunkte stünden zur Verfügung, um überzeugende Zukunftsperspektiven zu entfalten, wenn postmoderne Gesellschaftsanalysen längst klar gemacht haben, dass die Selbstbegründungsversuche der Moderne sich mit einer konstitutiven Bodenlosigkeit konfrontiert sehen?

In dieser frag-würdigen Situation gibt Adorno den erhellenden Hinweis, man müsse „sich auf das Wünschen verstehen“ (Adorno 1975, S. 399). Das ist nicht als Einladung zum Entwurf zukünftiger Wolkenkuckucksheime gedacht, sondern erinnert daran, dass allem Denken ein somatischer Impuls innewohnt. Das Denken bewahrt ein „Bedürfnis – zunächst der Lebensnot – in sich“ (ebd., S. 399) auf; aus ihm heraus wird gedacht. Adorno lenkt die Aufmerksamkeit auf das leibhafte Moment im Erkenntnisprozess: Es „meldet der Erkenntnis an, daß Leiden nicht sein, daß es anders werden soll. ‚Weh spricht: vergeh‘“ (ebd., S. 203). Dies wäre also die erste Forderung, mit der sich jeglicher Zukunftsentwurf konfrontiert sieht: dass das unsägliche Leid, das sich durch die Geschichte der Menschheit zieht, ein Ende habe.

Und ein Zweites kommt hinzu: Aller Zukunftserwartung, die mehr sein will als Prolongation des Bestehenden, eignet ein negatives Moment. Denn „Bewusstsein“, heißt es dazu bei Adorno, „könnte gar nicht über das Grau verzweifeln, hegte es nicht den Begriff von einer verschiedenen Farbe, deren versprengte Spur im negativen Ganzen nicht fehlt“ (ebd., S. 370). Es sind solche Differenz- oder Grenzerfahrungen, die als Ankerpunkte für unmögliche Zukunftsentwürfe fungieren könnten. Adorno beschwört keinen unangreifbaren, utopischen Ort der Wahrheit; vielmehr konzentriert er seine Aufmerksamkeit auf die Brüche und Grenzlinien unserer Gegenwart – und auf die Positionen, die wir darin einnehmen. In dieser Intention kommen sich Adorno und Foucault außerordentlich nahe, auch wenn Foucaults Kritikverständnis ohne theoretischen Bezug zum gesellschaftlichen Allgemeinen auszukommen versucht. Adorno hingegen unterstreicht, dass jede individuelle Erfahrung historischer Grenzen mit den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen vermittelt ist. Die Kraft des Widerstands gegen all das uns Auferlegte, gegen das, was die Welt aus uns gemacht hat, bedarf einer Reflexion aufs Allgemeine, genauer: aufs falsche Allgemeine, die trotz allem – darin stimmen Foucault und Adorno überein – kein positives Gesetz der Überschreitung beizubringen vermag.

Es ist diese kritische Haltung – Foucault (1990) bezeichnet sie als „Ethos der Moderne“ –, ohne die kein Zukunftsentwurf gelingen kann. Umgekehrt wäre von jeglicher lebenswerten Zukunft zu erwarten, dass sie Differenzenerfahrungen ermöglicht und sich ihnen aussetzt. Denn Grenzerfahrungen geben den bzw. dem Anderen Raum. Sie demonstrieren, dass der Weltenlauf „nicht absolut geschlossen ist“ (Adorno 1975, S. 396). „So hinfällig in ihm alle Spuren des Anderen sind“, schreibt Adorno, „so sehr alles Glück durch seine Widerruflichkeit entsteht

ist, das Seiende wird doch in den Brüchen [...] durchsetzt von den stets wieder gebrochenen Versprechungen jenes Anderen“ (ebd., S. 396). Fast könnte man meinen, der Singer-Songwriter Leonard Cohen rezipierte Adorno, als er die letzten Zeilen des Refrains in seinem Lied *Anthem* schrieb. Sie lauten: „There is a crack, a crack in everything. That’s how the light gets in.“ Solche Sätze weisen darauf, dass sich das Andere, dem Zukunftsentwürfe letztlich auf der Spur sind, nur schwer in adäquate Narrationen übersetzen lässt; häufig kommt es auch bildhaft-symbolisch zum Ausdruck. Dies wiederum ermutigt mich abschließend zu einem ungewöhnlichen Vorschlag: Wie wäre es, wenn Sie, liebe Leserin und lieber Leser, den Refrain der ersten Szene reformulieren oder ergänzen?

„Die Masken fallen/ Der Glücksstern sinkt/
Die Helden werden/ abgeschminkt/
Das Stück ist aus/ Der Saal ist leer/...“²

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (1975): *Negative Dialektik*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1976): *Mikrophysik der Macht*. Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1990): Was ist Aufklärung? In: Erdmann, Eva/Forst, Rainer/Honneth, Axel (Hrsg.): *Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung*. Frankfurt/M.: Campus, S. 35–54.
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (1969): *Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Kant, Immanuel (1964): *Zum ewigen Frieden (1795)*, in: *Werke*, Bd. VI, hrsg. von Wilhelm Weischedel. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lenzen, Dieter (1999): *Jenseits von Inklusion und Exklusion*. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, H. 4, S. 545–555.
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1995): *Inklusion und Exklusion*. In: ders.: *Soziologische Aufklärung 6*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 237–264.
- Luhmann, Niklas (1996): *Jenseits von Barbarei*. In: Miller, Max/Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): *Modernität und Barbarei. Soziologische Zeitdiagnose am Ende des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 219–230.
- Marx, Karl (1972): *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte (1852)*. In: Karl Marx/Friedrich Engels: *Werke*, Bd. 8. Berlin: Dietz, S. 115–123.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1972): *Manifest der Kommunistischen Partei (1848)*. In: dies.: *Werke*, Bd. 4. Berlin: Dietz, S. 459–493.
- Radtke, Frank-Olaf (2016): *Das Bruttobildungsprodukt. Politische Arithmetik im Erziehungssystem*. In: Casale, Rita/Koller, Hans-Christoph/Ricken, Norbert (Hrsg.): *Das Pädagogische und das Politische*. Paderborn: Schöningh, S. 61–86.

2 Sollte Ihnen, liebe Leserin und lieber Leser, eine passable Schlusszeile eingefallen sein, steht es Ihnen frei, sie zu senden an: l.pongratz@apaed.tu-darmstadt.de